

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 92=112 (1946)

Heft: 2

Artikel: Volksstaat - Kleinstaat - Volksarmee : Gedanken über die Idee des
Widerstandes in der Zukunft

Autor: Dürrenmatt, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-20122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in Gebiete auszuholen, die ausserhalb des Kreises eines Tf. Of. liegen. Und so ist es möglich, dass über Gebiete, die sich dem eigentlichen Verbindungsfach entziehen, nur unvollkommene Vorstellungen dargestellt wurden. Immerhin, eines ist sicher: Wie auch all diese Probleme geartet seien, unser militärisches Dasein wird nur dann einen Sinn haben, wenn unser Streben ständig darauf gerichtet ist, sichtbare Unzulänglichkeiten zu erforschen und zu beseitigen. Wir dürfen und können uns mit dem Erreichten nicht zufrieden geben. Der Grundsatz, Stillstand = Rückschritt, erlangt nirgends so grosse Bedeutung wie in militärischen Dingen. Wenn diese Arbeit dazu beitragen kann, uns einen kleinen Schritt vorwärts zu bewegen, hat sie ihren Zweck ganz und gar erreicht. Möge diese Arbeit beweisen, dass auch in der Artillerie Probleme gelöst werden können, ohne dass dafür die höhere Mathematik angerufen werden muss, wie es leider in manchen Fachzeitschriften nur allzu oft beobachtet wird. Komplizierte Formeln gehören in die Laboratorien, niemals aber auf das Kampffeld, wo sie doch nur einem verschwindend kleinen Teil von uns Artilleristen zugänglich sind. Möge auch das Gesagte dazu beitragen, unsere «schweigende» oder «Warte-pressiere»-Artillerie, dem Titel dieser Betrachtung entsprechend ganz einfach zu einer «schiesenden» Artillerie werden zu lassen.

Volksstaat - Kleinstaat - Volksarmee

Gedanken über die Idee des Widerstandes in der Zukunft

Von Hptm. *Peter Dürrenmatt*, Basel

I.

Ausgangspunkt.

Es sind kaum Zweifel möglich, dass das überlieferte Bild vom apolitischen Offizier und Soldaten in den vergangenen zehn Jahren einem Wandel unterworfen war. Auf der einen Seite erlebten wir es in den totalitären Staaten, wie der Soldat zum eigentlichen bedingungslosen Kämpfer für eine bestimmte politische Ideologie — Idee

möchten wir nicht sagen! — und ein bestimmtes politisches System erklärt wurde. Soldatische Tugenden, wie der Gehorsam, die Disziplin oder die Unterordnung, wurden aus den Bezirken des rein Militärischen herausgenommen und der Politik unterstellt. Was die politische Führung verordnete, wurde als schlechthin gut, undiskutierbar und national erklärt. So entstand beispielsweise im Nationalsozialismus jene Verbindung vom Militärischen mit dem Politischen, die ohne Zweifel grosse Kräfte in sich schloss, zunächst allen andern Systemen überlegen war, dann allerdings wegen ihrer ebenso grossen Schwächen in die furchtbarste aller Katastrophen hineinführte.

Diese totalitäre Verbindung des Politischen mit dem Militärischen zwang nun aber jene Staaten, die nicht totalitär eingestellt waren, ihre eigenen Soldaten auch mit politischer Urteilsfähigkeit auszustatten. Gegenüber der zusammengeballten Propaganda der Totalitären konnten der Volksstaat und der Kleinstaat nur Bestand haben, wenn die staatspolitischen Instinkte des Volkes gesund blieben, wenn sie geweckt wurden. Dieses Volk wiederum war nicht mehr bloss repräsentiert in der Gesamtheit seiner stimm- und wahlfähigen Bürger, sondern auch in der Gesamtheit seiner Armee, also in der Zweiheit *Soldat* und *Bürger*. Und nun vollzog sich die Entwicklung so, dass der Bürger sich zunächst verteidigend, abwehrend mit der totalitären Propaganda auseinandersetzen musste; dass er sich dann als Soldat zu fragen begann, aus was für politischen Gründen er eigentlich bereit sei, gegenüber dem entfesselten, scheinbar unaufhaltsamen Machtanspruch der totalitären Staaten bedingungslosen und letzten Widerstand zu leisten. Es genügte nicht mehr, dass man einfach die Führung dieser Politik — genauer gesagt, dieser Staatspolitik — der Regierung und den andern Organen des Staates überliess, denn die fremde Propaganda schritt über diese Einrichtungen hinweg, wandte sich unmittelbar an den Einzelnen und die Massen und suchte so, das Volk von innen her auszuhöhlen. Der Bürger, der in seinen politischen Instinkten unsicher geworden wäre, hätte auch keinen tauglichen Soldaten mehr abgegeben. Er musste fähig sein, aus eigener Kraft mit dem fremden Gedankengut fertig zu werden.

So fassen wir es auf, wenn wir der Meinung sind, die überlieferte Ansicht, *Politik und Soldatentum* gehörten nicht zusammen, sei überholt. Was nicht in das Soldatentum hineingehört, ist die Parteipolitik. Was immer schon im Soldatentum gewesen ist, ist die Bejahung bestimmter nationaler, d. h. staatspolitischer Grundwerte. Was in Zu-

kunft noch in das schweizerische Soldatentum hineinkommen muss, ist die Ueberzeugung von der Politik als lebendiger Kraft des Schweizertums, ist die Ueberzeugung, dass von den ganz bestimmten nationalen Grundanschauungen eines Volkes aus ein lebendiger Strom in die Verteidigungsbereitschaft fliessen muss, und dass diese Verteidigungsbereitschaft mit der Waffe allein undenkbar ist, ohne eine entsprechende politische Kampfereitschaft des Geistes.

Wir warnen daher — das sei jetzt schon vorausgenommen — vor einseitiger Betonung der technischen und materiellen Seiten der Kriegsbereitschaft gegenüber ihren geistigen und erzieherischen. Dieses Bekenntnis zur Bedeutung der *geistigen Kräfte* und Momente in der Kriegführung bedarf nun freilich sofort einer näheren Definition. Es lässt sich dahin umschreiben, dass auch wir selbstverständlich die Materie, die sorgfältige, überlegte Auswahl des Kriegsmaterials, für entscheidend ansehen. Der Hellebardenidealismus, wie wir ihn nennen möchten, wäre ein Katastrophenidealismus. Eine der wirksamsten Waffen im heutigen Daseinskampf — im zivilen wie im kriegerischen — ist für den Kleinen und für den Kleinstaat ein ungebrochener initiativer Erfindergeist. Erfinden heisst aber nichts anderes als den Willen bekunden, sich um die sinngemässe und bestmögliche Verwendung des Materials für irgend einen Zweck zu bemühen. Er bedeutet, übersetzt in die Sprache der Gegenwart, dass beispielsweise die Erforschung der Atomenergie und ihre praktische Anwendung auch vom Kleinen gewagt sein muss und wahrscheinlich unerwartete Möglichkeiten in sich birgt. Er bedeutet weiterhin, dass gerade der Kleinstaat das Material in seiner ganz bestimmten Bezo-genheit auf die besonderen, militärischen Bedürfnisse prüfen und auslesen soll. Wovor wir uns lediglich zu hüten haben, ist eine Mentalität, die vor der Masse des Materials an sich schon kapituliert. Im Grunde genommen geht es um die alte, fast banale Wahrheit, die in der Geschichte von David und Goliath enthalten ist. In ihr wird in der anschaulichsten Weise, dargestellt, wie der scheinbar Schwache Geist und Materie in seinem Lebenskampf mit einander vereinigen kann. Es handelt sich also, mit einem Wort, darum, klare, zwischen den Forderungen von Geist und Materie ausgewogene Grundlagen zu finden, von denen aus wir künftig unserem Volk und unseren Soldaten gegenüber den Sinn der Landesverteidigung und den Willen zur ihr vertreten wollen. Also um die Grundzüge einer ausgeweiteten Wehrpolitik in dem Sinne, wie wir uns einleitend geäussert haben.

Ueber das neue europäische Staatensystem kann vorläufig nichts Genaueres gesagt werden. Alle Definitionen und alle Definitionsversuche erschöpfen sich im Negativen: es lässt sich mit Sicherheit nur feststellen, was nicht mehr existiert, was zerschlagen ist, aber es lässt sich gar nichts darüber aussagen, was kommen werde.

Das eine dürfen wir freilich mit grosser Bestimmtheit behaupten: Dieser Kontinent, bei dem noch vor 40 Jahren eindeutig die Führung des Weltgeschehens lag, ist heute, wenn wir von Grossbritannien absehen, zu einem Spielball der grossen Politik geworden. Der ganze *europäische Kontinent* spielt weltpolitisch heute ungefähr die gleiche Rolle, wie sie früher in der europäischen Politik dem Balkan zukam. Die politische Abwertung ihrer Geltung ist für die europäischen Grosstaaten genau so gut eine Tatsache wie für die mittleren und die kleinen. Man kann vielleicht sogar so weit gehen, sich zu fragen, ob es auf dem europäischen Kontinent heute überhaupt noch Grossmächte gebe. Bei allen wichtigen Entscheiden sind die europäischen Kontinentalmächte höchstens nebenbei oder zur Dekoration zu den Beratungen mitherrangezogen worden.

Die ausschlaggebenden Weltmächte sind heute die sogenannten grossen Drei, Grossbritannien, Sowjetrussland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Theoretisch sind in der neuen Weltsicherheitsorganisation, die in San Francisco beschlossen und in London organisiert worden ist, die Spielregeln der kommenden grossen Politik festgelegt worden. Praktisch steht im Augenblick nur fest, dass die Beziehungen zwischen den grossen Drei alles andere als herzlich genannt werden können. Es hat ein Ringen um strategische und weltpolitische Positionen eingesetzt, bei dem die vollendete Tatsache eine beunruhigende grosse Rolle spielt. Sehr wahrscheinlich sind die Gründe für dieses Auseinanderklaffen doppelter Art. Auf der einen Seite gehen sie auf ideologische Verhältnisse und machtpolitisches Streben zurück, die schon vor Ausbruch des Weltkrieges bestanden haben, auf der andern Seite lassen sie sich erklären aus den gewaltigen innenpolitischen Schwierigkeiten, gegen die alle drei Weltmächte anzukämpfen haben. Es wäre frivol, wollte man in den Grossmächten nur die Kräfte eines neuen Krieges an der Arbeit sehen. Es muss angenommen werden, dass die furchtbare Erfahrung des letzten Weltkrieges auch in jenen Ländern den Wunsch verstärkt hat, derartige Katastrophen künftig zu erschweren. Aber es wäre kurzsichtig, wollte man die alte machtpolitische Komponente nicht erkennen. Sie ist durch Nutzbarmachung der Atomenergie für die Kriegsführung

natürlich verstärkt worden. Die Kenntnis von der Anwendung dieser Energie wird den politischen Monopolcharakter der drei grossen Weltmächte verstärken. Die Tendenz, die kleinen und die mittleren Staaten als Steine auf dem Schachbrett zu benützen, und ihnen die tatsächliche Gleichberechtigung zu versagen, wird zunehmen. So sprechen alle staatspolitischen Gründe für die Erhaltung der schweizerischen Neutralität.

Die Formel, die sich ergibt, ist sehr einfach: die *schweizerische Neutralität* wird den Weltfrieden nie gefährden. Bricht ein neuer Weltkrieg aus, so hat die Schweiz wahrscheinlich noch einige Chancen, als neutraler Staat von ihm verschont zu bleiben. Diese Aussichten mögen gering sein, aber sie sind nie gleich null. Eine Schweiz aber, die ihre Neutralität aufgegeben oder verloren hätte, würde ganz bestimmt vom ersten Tage an in den Krieg hineingezogen und dann das Schicksal all jener Klein- und Mittelstaaten erdulden, die in den letzten Weltkrieg verwickelt worden sind. Die schweizerische Neutralität ist eine Maxime der Aussenpolitik. Sie ist nüchtern und praktisch, keineswegs heldenhaft, aber sie ist die einzige Form der Aussenpolitik des Kleinstaates, die diesen einigermaßen vor dem zermalmenden Räderwerk der Machtpolitik schützt.

Diese Feststellung verlangt ein kurzes Wort zur sogenannten ideologischen Neutralität. Sie hat zwei Aspekte. Nach der einen Auffassung von der ideologischen Neutralität wäre Neutralität gewissermaßen eine sittliche Tat, weil neutrale Völker auf das Mittel des Krieges verzichten und keine Ansprüche mehr zu stellen hätten, weil sie dadurch, wie das Beispiel unserer Schweiz beweise, den kriegführenden Völkern jedesmal als letzte Brücke nützlich seien und viel Gutes täten, wobei an die Rolle des Internationalen Roten Kreuzes oder an die Bedeutung der Schweiz als Schutzmacht erinnert wird. Das alles sind gewiss erfreuliche Auswirkungen unserer schweizerischen Neutralität. Aber — wir wollen uns davor hüten, ihnen einen geistigen und moralischen Sinn zu unterschieben, den sie nicht haben, der uns mit unangebrachter Ueberheblichkeit erfüllen müsste und, konsequent weitergedacht, die Versuchung nahe legen könnte, aus der Schweiz einen international garantierten Schutzpark zu machen.

Ideologisch ist auch die Forderung der sogenannten *Gesinnungsneutralität*, die vornehmlich vom Ausland aus erhoben wird, aber auch Schweizer zu täuschen vermocht hat. Nach dieser Deutung der Neutralität dürfte der Schweizer auch als Einzelner keine Meinungs-

äusserung über Recht und Unrecht in der Weltgeschichte tun. Die Forderung der Gesinnungsneutralität will aus einer Frage des Taktes eine solche des Gesetzes machen. Der Nationalsozialismus hat das Postulat der Gesinnungsneutralität stets von neuem aufgegriffen: es war das sein besonders raffinierter Anschlag auf die schweizerische Anständigkeit und Harmlosigkeit. Es entstand daraus die bekannte und berüchtigte Theorie von der Blutschuld der Schweizerpresse, über die ich mich hier nicht weiter zu verbreiten brauche. Sie gipfelte im frommen Wunsch eines Gewaltigen des Dritten Reiches, die schweizerischen Zeitungsschreiber eines Tages samt und sonders nach den Steppen Asiens verschicken zu können.

Bleiben wir uns aber bewusst, dass auch das Problem der Gesinnungsneutralität geblieben, nachdem der Nationalsozialismus verschwunden ist. Es wird bleiben, so lange es totalitäre Staaten auf der Welt gibt. Bereits lassen sich die Anfänge einer neuen Blutschuldtheorie der Presse, im In- und Ausland, feststellen, und es würde uns keineswegs wundern, wenn die Drohung mit der asiatischen Steppe gegenüber unbotmässiger Zeitungsschreiberei schon bald wieder im Jargon der Polemiken auftauchen sollte. Was uns im Zusammenhang der hier geäusserten Gedanken an diesen Fragen interessieren muss, ist die Einsicht, dass jede derartige Ideologisierung der Neutralitätsidee, sei es in der Form des internationalen Schutzparkes, sei es in der Forderung nach Gesinnungsneutralität, den Widerstandsgedanken schwächen muss. Jede solche Vernebelung postuliert im Grunde genommen einen Neutralitätsgedanken, der dazu führen müsste, den Unabhängigkeitswillen hintan zu stellen, und der die Selbstzerstörung und Selbstaufopferung geradezu einleiten müsste. Diese Gefahr sollten wir, als Offiziere und Soldaten, mit besonderer Klarheit wahrnehmen, erkennen und in ihren Anfängen bekämpfen.

Abschliessend müssen wir endlich, in diesem Abstecher über die Neutralität, die Idee der *bewaffneten Neutralität* innerhalb der heutigen Lage noch besonders berühren. Wir scheuen uns nicht, einzugestehen, dass der Gedanke der bewaffneten Neutralität durch die Entwicklung der Waffentechnik, wie durch jene der neuen Machtverhältnisse in bestimmtem Umfang abgewertet worden ist. Man braucht diese nicht zu dramatisieren, und man darf sich an die Bedeutung der bewaffneten Neutralität gerade im Endstadium des letzten Krieges erinnern — zum Beispiel beim Zusammenbruch von Italien oder bei Beginn der Offensive im oberelsässischen Raum — jedenfalls aber hat man sich damit auseinanderzusetzen.

Nach dem Zusammenbruch Frankreichs, im Sommer 1940, als die Schweiz von der einen Kriegspartei umschlossen war, hatte die schweizerische Landesverteidigung im wesentlichen den Charakter des reinen Existenzkampfes erhalten. Es ist möglich, dass durch die Verwendung der Atomenergie, sollte sie wirklich zu jener Umwälzung führen, die man ihr voraussagt, die schweizerischen Alpenpässe, die ja in der Konzeption der bewaffneten Neutralität eine sehr zentrale Rolle spielen, an strategischem Gewicht wesentlich verlieren könnten. Wir erinnern auch an das Fragengebiet der Neutralitätswahrung im Luftraum und der Ueberfliegungen, das gerade in den neutralitätspolitischen Auseinandersetzungen mit Deutschland im Krieg, der hinter uns liegt, immer wieder zum Vorschein kam, mit den offenen und versteckten Hinweisen, die Schweiz sei nicht imstande, ihre militärische Neutralitätsverpflichtung wirklich zu erfüllen. Diese Erscheinungen könnten sich noch verstärken, und es gehört zu einer realistischen Betrachtungsweise, sich rückhaltlos mit ihnen, mit der heutigen Problematik der bewaffneten Neutralität, auseinanderzusetzen.

Es ist selbstverständlich und muss unterstrichen werden: ein Kleinstaat wie die Schweizerische Eidgenossenschaft einer ist, hat alles Interesse daran, dass die internationale Rechtssicherheit wiederum garantiert und das Völkerrecht wiederum respektiert werde. Es ist nicht an uns Schweizern, den Gedanken einer Weltsicherheitsorganisation an sich zu bagatellisieren oder gar lächerlich zu machen. Aber so wahr diese Feststellung ist, gleich wahr ist die andere, dass wir ob dieser Tatsache die Erkenntnis der weltpolitischen Wirklichkeit nicht vernachlässigen dürfen. In dieser Wirklichkeit aber zeigt sich bis zur Stunde eine ungeheure Kluft zwischen den Bestrebungen eines völkerrechtlichen Idealzustandes und jenen der reinen Macht. Die Kräfte des nationalen Egoismus erweisen sich als ausserordentlich zäh. Man darf wohl sagen, dass im gleichen Umfang, in dem die Ideen für eine überstaatliche Organisation Allgemeingut wurden, auch die Formen der Kriegsausbrüche sich brutalisierten. Wird eine künftige Weltsicherheitsorganisation eines Tages scheitern, so wird der neue Kriegsausbruch womöglich noch gewalttätiger und abrupter vor sich gehen, als der letzte. Niemand wird sich um Sanktionen kümmern! So ergibt sich für die Denkenden unter uns die überaus schwere Aufgabe, nüchtern zu bleiben, ohne zynisch zu werden, wohlwollend allen Versuchen der Sicherheit gegenüberzustehen, ohne darob weich zu werden. Es ergibt sich eine Spannung zwischen den Kräften des guten

Willens und denen einer wirklichkeitsbedingten Skepsis. Keine leichte Aufgabe, diese Spannung zu ertragen und zu bejahren!

Der Kampf für die Unabhängigkeit

Kehren wir zurück zur Lage. Der gewesene, amerikanische Generalstabschef, General *Marschall*, hat in seinem Schlussbericht in höchst lapidaren Worten zur realistischen Einstellung gegenüber der weltpolitischen Entwicklung aufgerufen. Er schrieb nämlich: «*Die Welt nimmt die Wünsche der Schwachen nicht ernst*». Was bedeutet das, in unsere Sprache übersetzt, für uns Schweizer, die wir zwar klein sind, die wir aber nicht schwach sein wollen?

Es heisst, dass die schweizerische Landesverteidigung künftig wiederum in allererster Linie eine Angelegenheit der Unabhängigkeit sein wird. Solange noch die Spielregeln der überkommenen Diplomatie unter den Völkern gewahrt wurden, blieb die verschlechterte machtpolitische Situation gemildert. Wir sehen dann eine Konzeption des Krieges aufkommen, für die wir Parallelen nur im Altertum finden können. In den Eroberungskriegen der Römer, etwa in dem furchtbaren Machtkampf zwischen Rom und Karthago, wurde von beiden Seiten mit der Absicht gekämpft, den Gegner total zu vernichten. Als Rom schliesslich Karthago erobert hatte, wurde die Stadt geschleift, die Männer wurden umgebracht, oder, wie die Frauen, in die Sklaverei verkauft. In der modernen Terminologie hätte man gesagt: Karthago wurde ausradiert. Diese Auffassungen der Macht sind wieder auferstanden in unserer Zeit. Der Nationalsozialismus hat sie mit fürchterlicher Konsequenz angewendet, aber das, was sich im Streit um seine Erbschaft abspielt, zeigt jedem, der es sehen will, dass dieser Geist der absoluten Macht und der absoluten Vernichtung auch nach dem Untergang des Nationalsozialismus durchaus lebendig geblieben ist.

Unter solchen Aspekten betrachtet, bekommt der Begriff der Unabhängigkeit einen ausserordentlich harten und unbedingten Sinn. Er bedeutet schlechthin die Frage nach der Existenz. Jeder künftige Krieg wird ein Volk vor das Problem stellen, entweder bedingungslos, auf Gnade oder Ungnade, zu kapitulieren und sich mit allem, was es besitzt, dem Gegner, der es angriff, auszuliefern, oder dann die Kapitulation auszuschlagen und zu kämpfen. Zu kämpfen aus jener Haltung heraus, die der unvergessene Oberst *Oskar Frey* in einem

Vortrag über «Das Kriegsgeschehen und die Schweiz» im Jahre 1940 auf den einfachen und klaren Satz gebracht hat: «Die Schweiz muss sich verteidigen aus dem moralischen Gesetz der Selbstachtung und der Verantwortung für die nachkommende Generation».

Es geht dabei um wesentlich mehr als um die Begriffe der soldatischen Ehre. Es geht um die politische, wirtschaftliche, soziale, religiöse und allgemein menschliche Existenz schlechthin. In einem heutigen Krieg besetztes Gebiet werden, heisst ja nicht einfach auf längere oder weniger lange Zeit das Ungemach einer Belegung mit fremdem Militär auf sich nehmen, mit den Aussichten auf Willkür, aber ohne tiefere Eingriffe in die bestehenden, politischen und sozialen Lebensformen. Besetzung bedeutet im mildesten Falle, dass die gesamte Leistungskapazität des Landes, die menschliche wie die materielle, in den Dienst des Eindringlings gestellt werden muss. Meistens bedeutet sie aber noch mehr und anderes. Sie bringt den Versuch mit sich, das innere Leben des betreffenden Landes total zu revolutionieren, ihm eine andere Lebensform aufzuzwingen, alles zu vernichten, was sich diesem Versuch entgegenstellt. Unter diesen Verhältnissen wird der Kampf zur Pflicht. Für ein kleines Volk, ohne aussenpolitische Machtansprüche, ohne aussenpolitischen Ehrgeiz überhaupt, zur ganz besonderen Pflicht. Das Fragen nach dem Erfolg oder Misserfolg wird sinnlos. Entweder fühlt sich der Einzelne der sozialen und politischen Lebensform, die er bedroht sieht, so verpflichtet, dass er sich ein sinnvolles Leben eben nur in dieser Existenz vorstellen kann und daher lieber sein Leben opfert, als nachgibt, oder das alles ist ihm gleichgültig, er ist eine Windfahne im Luftzug der Zeit und opfert dem Augenblick die Zukunft, für die zu fühlen er unfähig ist. Wir haben in der neueren Geschichte der Eidgenossenschaft diese Problematik nur einmal bis in ihre letzte Konsequenz erlebt, nämlich beim Widerstand der Nidwaldner gegen die Helvetik. Dort standen sich die Freiheitskonzeption der eingefallenen Franzosen und die andere, überkommene, der Nidwaldner gegenüber. Die Nidwaldner fühlten existenziell. Sie konnten sich ein Leben nur in ihrer Auffassung von Freiheit vorstellen, und sie opferten dieses Leben lieber, als dass sie kapitulierten. Es kann keine Zweifel geben, dass dieses Beispiel, das von den kleinen und grossen Opportunisten jener Zeit nicht begriffen und abgelehnt worden ist, rückwirkend einen breiten Kraftstrom in das schweizerische Volksbewusstsein hineinlenkte, einen Kraftstrom, der noch in Generationen lebendig blieb.

Für die Schweiz von heute heisst das alles, dass jeder Einzelne seine persönliche Existenz so eng mit der politischen, sozialen, religiösen und wirtschaftlichen Lebensform, in der er aufgewachsen ist und in der er lebt, verbunden fühlen soll, dass er sich eine andere nicht denken kann. Der einzelne Schweizer, das heisst die besten Elemente unseres Volkes in allen Klassen, müssen durchdrungen sein von der Ueberzeugung, dass die Grenzen des Nachgebens sich dort stellen, wo die freie Entscheidung über die Gestaltung des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens dem Volke genommen wird. Das Volk in seinen besten Elementen muss wissen, dass es in der Frage nach Freiheit und Unabhängigkeit eine Grenze gibt, bei der man sich nur noch mit einem Ja oder mit einem Nein entscheiden kann. Wir erkennen vielleicht jetzt, wie eng die allgemeine Staatspolitik heute mit der Wehrpolitik zusammenhängt. Die Gestalt der einen bedingt die Gestalt der andern. (Schluss folgt.)

Die Armee in der öffentlichen Diskussion

Von Oberstdivisionär *Rudolf Probst*

In der Tagespresse wird in immer vermehrtem Masse die Aufmerksamkeit auf Armee reformfragen hingelenkt, wie sie unter andern in besonders nachdrücklicher Art von der Schweizerischen Offiziersgesellschaft zur Diskussion gestellt wurden. Dabei kommt gelegentlich (so im Aufsatz eines Generalstabsoffiziers im «Bund» vom 19. November 1945) das Bedauern zum Ausdruck, dass sich militärische Fachkreise bisher fast gar nicht an der öffentlichen Aussprache beteiligt hätten und dass sich auch das Eidgenössische Militärdepartement einer starken Zurückhaltung befleisse. Zugleich aber wird dort mit Recht auf die Tatsache hingewiesen, dass sich die allgemeine Diskussion bisher leider allzu sehr mit den bloss die Oberfläche der Dinge streifenden Vergleichen gegenüber ausländischen Armeen begnügt und sich mit den Erörterungen über die Demokratisierungstendenz, mit dem Verhältnis zwischen Offizier und Soldat und mit der Vereinfachung einzelner militärischer Formen befasst habe.

Wir teilen durchaus diese Auffassung. Wir erkennen aber in dieser Sachlage auch weitgehend den Grund, weshalb sich bisher